

Das Holzschuhabenteuer

Meine Geschichte spielt in einer Zeit, in der die politischen Grenzen am Oberrhein noch nicht den freundschaftlichen und eher harmlosen Charakter hatten wie heute.

Im November 1946 waren Südbaden und die linksrheinische Pfalz Teile der französischen Besatzungszone, das rechtsrheinische Nordbaden Teil der amerikanischen. Die Grenzen zwischen beiden Besatzungszonen waren hermetisch geschlossen und für Erwachsene unpassierbar. Nur Kinder bis vierzehn Jahren durften mit ihrem Kinderausweis von einer zur andern Zone wechseln.

Im Raum nördlich Karlsruhe bildete der Rhein die Zonengrenze. Die Rheinbrücken in Karlsruhe-Maxau und in Germersheim waren durch Kriegseinwirkung zerstört. Neben der Karlsruher Brücke hatten französische Einheiten für den Bedarf der Besatzungstruppen und für besonders genehmigte zivile Übergänge eine Pontonbrücke gebaut. Der Rheinübergang war auf badischer Seite von amerikanischen, auf Pfälzer Seite von

französischen Soldaten bewacht, die jede Zivilperson, die über den Rhein wollte, streng kontrollierte und ihre Legitimation überprüfte.

(Die an der Karlsruher Brücke Dienst tuenden Besatzungssoldaten auf amerikanischer und französischer Seite hatten über die in den Strom gestürzten Trümmer einen behelfsmäßigen Übergang aus Bohlen geschaffen, auf dem man zu Fuß den Rhein überqueren konnte.)

Die unmittelbare Nachkriegszeit, d.h. die Zeit zwischen dem Kriegsende und der Währungsreform im Jahr 1947, war die Zeit der Schieber und Schmuggler. Das Geld hatte keinen Wert und wurde von Monat zu Monat immer wertloser. Schulkinder knobelten oder spielten „Siebzehn und vier“ um Zwanzigmarkscheine, Fünfzigmarkscheine, Hundertmarkscheine, ... wie es gerade passte. Es wurde geschoben und geschmuggelt, was nicht niet- und nagelfest war, wobei auf der einen Seite in der Regel Nahrungsmittel in jeglicher Form das Tauschobjekt darstellten, manchmal auch Kleidungsstücke. Gebot und Gegengebot wurden ausgehandelt und der Tausch wurde vollzogen. Solche Geschäfte wurden auch über die Zonengrenze hinweg abgewickelt, der Schmuggel blühte.

Es war an einem Herbstmorgen im November 1946:

„Manfred, steh uff, s' isch Zeit, dir missad uff da Zug!“ Ich schreckte aus dem Schlaf auf, es war noch nicht einmal fünf Uhr und stockfinstere Nacht. Ich erhob mich schlaftrunken, machte mich fertig, aß das Frühstück, das mir meine Mutter inzwischen bereitet hatte und betrat, ausgerüstet mit einem leeren Getreidesack, meinem Kinderausweis und zwei Vesperbroten die nächtliche Straße. Dasselbe Erlebnis hatten gleichzeitig noch zwei Nachbarskinder, Eva Hofmann, Kusine meiner Mutter, vierzehn Jahre alt und Albrecht König, mein zwölfjähriger Vetter. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zu dem einen knappen Kilometer entfernten kleinen Bahnhof mit der Aufschrift „Hochstetten (Baden)“. Wir waren nicht allein unterwegs, die Nacht war für kurze Zeit belebt. Arbeiter und Angestellte zu Fuß oder mit dem Fahrrad, auch aus der Nachbarortschaft Liedolsheim, suchten den Frühzug zu erreichen, der sie zur Arbeit nach Karlsruhe bringen sollte. Abfahrt 5.45 Uhr.

In Mühlburg stiegen wir aus dem Zug und fuhren nun mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle in Knielingen. Von da zu Fuß hinaus an den Rhein bei Maxau, zur Brücke. Amerikanische Soldaten hielten uns auf: „What's the matter with you? Children? Your passes! To Leimersheim?? To visit your uncle? Okay! Go, but carefully on the bridge! It's dangerous in the darkness!“ Meine Englischkenntnisse als dreizehnjähriger Gymnasiast reichten gerade, um diese kleine Unterhaltung mit dem GI zu führen und dessen Ermahnung

zur Vorsicht beim Überqueren des Stromes zu verstehen. Wir betraten die schwankende Schiffsbrücke: (Wir kletterten auf den ausgelegten Brettern über die aus dem Wasser ragenden Trümmer der zerstörten Brücke.) Unheimlich gurgelten die Wasser des Stromes unter unseren Füßen. Immer noch dunkle Nacht. Wird es gar nicht Tag heute? „Arretez! Zone francaise! Qu'est ce, que vous voulez? Laissez passer? Oh, mon dieu, des enfants ?? Pas compri ? Hein, Gerard, viens donc, des enfants! Ils ne comprennes pas francais ! » « Was ischt mit eich ? Wie heißen ihr, wie alt? Zwölf Johr, dreizeh, vierzeh? Eüre Dokument? Wo wollen ihr? Leimersheim? Onkel besuchen? Allez! Ihr könne geh!“

Inzwischen war es hell geworden. Man sah nun wenigstens, wo man war. Aber jetzt wohin? Wo ist Leimersheim? Keiner von uns war je in der Pfalz gewesen, nur ein- oder zweimal im Sommer beim Baden, wenn man über den Rhein geschwommen war. Aber das war etwas anderes. Zögernd passierten wir die ersten Häuser der Ortschaft, deren Ortsschild sie als „Maximiliansau“ auswies.

Drüben auf der anderen Straßenseite standen ein paar Leute, Frauen mit großen Milchkannen, sie hatten Milch abgeliefert und machten nun noch ihren kleinen Morgenplausch. Wir gingen auf sie zu. „Gudda Morja!“ „Ha, was ischn des? Ha, Kinna, wu kummen dann ihr her? So frie? Vun Hoochschdedda? Guuda Godd, des sin jo lwwarhoina!!! Wu wollena naa? Noch Leemische?“ Eine weitere Frau kam mit dem Fahrrad vorbei, die Milchkanne an den Lenker gehängt. „Du ,Lissabeth, schdai emol ab vun deim Rad. Kumm emol riwwa. Doo gugg, des sin lwwarhooina! Die wolla noch Leemische und wisse de Weeg ned!“

Nach einem weiteren ausgiebigen Palaver entschloss man sich, die Kinder nicht den kürzeren aber unsicheren und gefährlichen Weg über die Rheindämme zu schicken, sondern der Straße nach und durch die Nachbarortschaften. Wörth – Jockgrim – Rheinzabern – Neupotz – Leimersheim. „Awwa des dauad bis Middaag, wenichschdens!“

Und so war es auch. Mutig schritten wir aus. Gegen neun machten wir Frühstückspause am Wegrand, aßen unsere ersten Brote. Dann weiter. Die Schritte wurden langsamer und kürzer! Einmal nahm uns ein Bauer auf der Fahrt zu seinem Acker auf dem Fuhrwerk ein Stück mit. Danach fiel das Gehen noch schwerer! Zwischen zwölf und ein Uhr waren wir am Ortsschild „Leimersheim“. Wir waren am Ziel. Am Ziel??? Leimersheim war ein großes Dorf. Und wir kannten uns ja nicht aus. Wir versuchten uns nach dem Haus des Holzschuhmachers Geisert durchzufragen. Das war alles andere als leicht. Es dauerte fast noch eine ganze Stunde. Endlich! Wir standen vor

einem Hoftor, öffneten und betraten den Hof. Niemand war zu sehen. Aber im Haus war es laut. Mehrere Stimmen. Die Leute mussten also zu Hause sein.

Ich klopfte an die Haustür. Schlagartig war drin alles mäuschenstill. Es dauerte ein bisschen, dann kam eine stämmige Bauersfrau an die Tür: „Ja? Was essen?“ fragte sie barsch. Wir stotterten vor Schreck und Verzagtheit. Eva als die älteste nahm das Wort. „Gudda Daag, mir senn vun Hoochschdedda, un an scheena Gruß vun da Dannda Friedl, vun da Beggarei Hofmann, un mir solla Holschuh hoola. Do had se uns an Brief mitgewwa.“ „Vuns Beggs in Hoochschdedda?“ Der Ton der Frau wurde freundlicher. Sie nahm Eva das Schreiben aus der Hand. „Awwa – waaden a bissl do, i kumm glei widda raus!“ Sie verschwand und schloss die Tür hinter sich. Nach einer Weile kam sie wieder. „Kummen roi, Kinna, ihr senn sicha mied un henn Hunga un Dorschd. Soo, jez do hinna da Disch, setzen eich, s gebd Worschdsubb, des essd ihr doch aa gern, odda ned?“ Wir hatten die Familie Geisert beim Schlachten überrascht. Beim Schwarzschlachten! Deshalb der zunächst unfreundliche Empfang. Aber jetzt taute man auf. Wir wurden ausgefragt auf Herz und Nieren. Iwwarhooina, Leute von der andern Seite des Rheines also, waren damals in Leimersheim wie auch anderswo in allen Rheinanliegergemeinden rechts und links des Stromes nicht nur eine Seltenheit, sondern geradezu eine Sensation.

Holzschuhe? Ja, wie viel denn? Drei Säcke voll? Tragen? Zurück bis nach Knielingen? Heute noch? Unmöglich! Wir mussten es einsehen. Die Holzschuhe waren viel zu schwer. Keines von uns wäre imstande, seinen Sack voll Schuhe aus frischem Holz eine kurze Strecke zu schleppen. Außerdem war der Rückweg für uns viel zu weit, wir waren völlig erschöpft, und die Zeit bis zum Einbruch der Dunkelheit nur noch zwei, höchstens drei Stunden. Das Unternehmen war gescheitert. Was hatte man sich zu Hause auch gedacht, uns Kinder in dieses Abenteuer zu stürzen? Was nun? Wir waren den Tränen nahe.

„Jez essen emol erschd was Guuds, alla. Ma wärd scho sehe.“ Die Frau zog ihr Kopftuch auf und verließ das Haus, während wir zu essen und zu trinken bekamen und dann auf der Bank hinter dem Tisch immer stiller wurden vor Müdigkeit. Nach einer Zeit war die Frau wieder da. „Also, ihr bleiwen do bei uns bis heid oowed. Um halwa sechse fahrn zwee Menna iwwa da Rhoi nach Linggene. Die nemmen eich mit, un eia Holschuh aa.“

Gegen fünf Uhr am Abend begann der zweite Teil des Abenteuers. Die drei Säcke, prall gefüllt mit der begehrten Ladung frischer, nach Rauch duftender Holzschuhe wurden auf einen Schubkarren geladen, den ich unter Aufbietung all meiner Kräfte aus dem Dorf hinaus, über den Rheindamm, durch den Wald bis ans Rheinufer schieben musste. Inzwischen war es dunkel

geworden, es regnete leicht und machte die Wege glitschig. Der Mann, der uns führte, beteiligte sich nicht an der Schiebearbeit, obgleich er sehen musste, wie sehr ich mich abkämpfte.

Endlich war man am verabredeten Ort am Strom. Hier bleiben, sich nicht rühren, vor allem leise sein. Die zwei Männer würden gleich kommen, eine kurze Überfahrt über den Rhein, und man wäre wieder daheim. Dann waren wir drei wieder allein. Nieselregen, durchdringende Kälte, kuhfinstere Nacht. Wir kauerten uns am Waldrand eng aneinander und warteten. Eine Stunde, zwei ... Plötzlich Geräusche, gedämpfte Stimmen ... Zwei Männer tauchten auf, ohne Nachen!? Ja, der sei gestohlen, jedenfalls in der Nacht nicht auffindbar. Aber sie wüssten schon, wo ein anderer Nachen wäre, und den würden sie jetzt holen und die Überfahrt bewerkstelligen. Nur keine Angst. Es dauert nicht lange.

Wieder allein in der Dunkelheit, im Regen, in der Kälte. Plötzlich drüben, am badischen Rheinufer Lichtpunkte! Drei, vier, fünf. Zigaretten! Seht ihr sie? Ist das die amerikanische Militärpolizei, die auf uns wartet, nach uns Ausschau hält? Was werden sie mit uns tun, wenn sie uns beim Übersetzen erwischen? Einsperren? Das ist das Mindeste. Aber das kann doch gar nicht sein, woher soll die Polizei wissen, dass wir hier sind und über den Rhein wollen? Aber wer soll es sonst sein? Oder hat uns jemand verraten? Rätselhaft. Zu den Unbilden der Nacht und des schlechten Wetters kam die Angst hinzu. Und die glühenden Zigaretten bewegten sich am Ufer immer hin und her, hin und her, genau uns gegenüber, und wollten nicht verlöschen, lange, eine Stunde, länger? ... Dann verschwanden sie plötzlich, wie sie aufgetaucht waren. Aber wo sind die Männer mit dem Nachen? Die kommen nicht mehr! Die haben uns angelogen und sind jetzt sicher schon daheim. Was machen wir jetzt? Still! ... Plätschern im Wasser, wie von Paddeln! Sie sind es, sie kommen! Gott sei Dank. „Gell, eich is die Zeit awwa lang worra, ja, s had aach arg lang gedauad, s is scho zwelfe. Awwa ihr hen doch kää Ängschd ghad?“ Der Nachen war schwer zu finden und noch schwerer flott zu machen gewesen. Der Besitzer hatte ihn im Altrhein versenkt, um ihn vor Diebstahl zu schützen! Das war ein schweres Stück Nacharbeit für die beiden. Aber jetzt waren sie ja da, und es konnte los gehen.

Aber Eva erzählte das Erlebnis mit den glühenden Zigaretten am andern Ufer. Ob wir es trotzdem riskieren wollten? Möglicherweise hatten die Amerikaner nur ihre Zigaretten ausgemacht und erwarteten uns versteckt in der Dunkelheit!? Die beiden Männer lachten. „Nee, des sin kää Ami gewest! Des waarn unser Linggema Kumpel, dass mir wisse, wuu sie schdenn. Die sinn jetzt widda heem. Jetzt missa hald mir nach Linggene noilaafe. Mir finne die schun!“ Zentnerschwere Steine plumpsten von unseren bedrückten Kinderherzen. Natürlich, die Schmuggelpartner von Linkenheim. So einfach!

Jetzt aber einsteigen, die Fahrt konnte stattfinden. Die beiden Schiffer nahmen im Bug und im Heck des Bootes Platz, wir kamen mit unseren Holzschuhsäcken in die Mitte. Und schon gings los. Als ich beiläufig meine Hand auf die Bordkante aufstützte, Daumen innen, Finger außen, stockte mir beinahe der Herzschlag. Meine Finger griffen ins eiskalte Wasser des Rheines. Nur wenige Zentimeter unterhalb der Bordkante.

Dann, nach wenigen Minuten war alles vorbei. Der Nachen landete am Linkenheimer Ufer. Wir stiegen aus, bedankten uns bei den beiden und schlepten unsere vollen Säcke noch ein Stückchen am Ufer rheinabwärts. Kurz vor den oberen Rottwiesen warfen wir sie dann ins Unterholz des Waldes. Morgen früh würde man mit dem Fuhrwerk herkommen und die Schätze bergen.

Todmüde, aber glücklich über das bestandene Abenteuer, marschierten wir die drei Kilometer vom Rhein zum Dorf und nach Hause. Unterwegs aber dann doch noch einmal Angst. Auf den Feldern zwischen Rheinwald und Kanal waren Fahrzeuge unterwegs, diesmal doch amerikanisches Militär. Wir glaubten, es sind Panzer, vielleicht waren es nur Jeeps, mit denen die Soldaten auf der Jagd waren. Wir wissen es nicht. Aber die Angst beflügelte unsere Schritte. Es war gegen zwei Uhr nachts, als wir daheim waren und die schlafenden Eltern herausklopfen. „Sennda do? Ha, wie schbood isch's an jetz? Zwaai? Guude Zeit! Des had awwa lang gedauad! Jetz sennda awwa mied! Hasch noch Hunga? Ned? Dann awwa schnell nuff ans Bett, ans warme.“ Bei Eva war der Vater mitten in der Nacht im Nachthemd in die Küche gekommen und verzehrte das wieder zurückgebrachte Vesperbrot seiner Tochter. Er hatte noch Hunger! Kein Anzeichen von Unruhe! Erst als wir später im einzelnen erzählten, was sich an diesem Tag so alles ereignet hatte, kamen nachdenkliche Züge in die Gesichter der Erwachsenen.

Am andern Morgen spannte Onkel Ludwig, Evas Vater, das Rösslein ans Berner Wägelchen, und in flottem Trab ging es hinaus an den Rhein, links ab, stromauf, Richtung Linkenheim. Alle drei waren dabei, guten Mutes. Jetzt halt. Da muss es sein, gleich, wo der Wald beginnt. Aber was? Wo??? Wir bekamen einen trockenen Mund, es verschlug uns die Sprache. Kein Sack mit Holzschuhen drin war zu sehen! Weg! Alles weg! Alles umsonst gewesen!? Aber wer? Die beiden Kahnfahrer? Die Linkenheimer Schmuggler? Oder doch die MP??? Ratlosigkeit, wir waren den Tränen nahe. Dann aber doch die Erlösung. Onkel Ludwig hatte etwas im Gebüsch und Unterholz gestöbert und fand des Rätsels Lösung. Anderthalb Jahre zuvor war hier ja noch Krieg gewesen, und am Waldrand hatten die Soldaten Schützenlöcher ausgehoben. Genau in ein solches Loch hatten wir in der schwarzen Nacht unsere schweren Ladungen hineingeworfen, ohne es zu

sehen oder zu bemerken. Jetzt aber Erleichterung. Aufladen, aufsteigen, heimfahren. Strahlende Gesichter. Fünfzehn, sechzehn Paar nagelneue Holzschuhe, ein wahrer Schatz in jener schlimmen Zeit. Tante Friedl sparte nicht mit Lob, und als Belohnung durfte sich jedes von uns ein Paar Holzschuhe für sich selbst aussuchen.

S'Beggs vun Hoochschdedda war die Bäckerei Wilhelm Hofmann, Hauptstraße 125 in Hochstetten
Dannda Friedl: Frieda Hofmann geb. Fies, Frau von Wilhelm Hofmann
Das Holzschuhmachergeschäft Geisert (oder Geiser(?)) in Leimersheim soll es noch geben.
Onkel Ludwig war Evas Vater und mein Großonkel.

Manfred König, Februar 2006